

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 12.

Donnerstag, 15. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery S. Gulden

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Stein lag im Wasser.

Virginia Linker stand allein auf dem leeren Platz. In ihrem Kopf wirbelte es umher. In den nächsten Tagen war sie mißgestimmt. Von Ferry hörte und sah sie nichts. Endlich ertrug sie es nicht mehr. Sie rief bei ihm an. Frau Kerschhoven kam an den Apparat. Es war peinlich.

„Ich wollte — ich möchte — geht Herr Kerschhoven morgen früh zum Golf?“, sagte Virginia endlich.

„Ich will.“

Aber Ferry, der lang ausgestreckt auf dem Diwan lag, machte ihr Zeichen.

„Ich will —“, begann Frau Kerschhoven von neuem — „es meinem Sohn bestellen. Er ist nicht da.“

„Ich danke.“

Virginia fühlte ihre Unruhe wachsen. Gewiß war Ferry wieder mit seiner Freundin fort. Mit dieser Person, die er ihr vorzog.

Nein, mit Virginia war kein Auskommen mehr. Bernhard Linker versuchte kleine Scherze darüber. Er gab es bald auf und dachte einmal ganz ohne Beschönigung: Es ist zwar meine Tochter, aber Thomas Rouff tut mir leid. Was Thomas anbetraf, so bekam er Virginias Stimmung am meisten zu fühlen. Er bemühte sich vergeblich um sie.

„Sollen wir nach draußen fahren? Ich mache mir den ganzen Tag frei.“

„Ich habe keine Lust“, sagte Virginia mißmutig.

„Wißt du heute abend tanzen gehen?“

„Es ist doch nirgends was los.“ Virginia schob die Unterlippe vor.

„Ja, Kindchen, was machen wir denn mit dir?“, fragte Thomas geduldig und legte seinen Arm um sie. Virginia machte sich nicht allzu sanft los.

„Ach, laß das nur.“

Was sollte man da machen? Als Thomas allein war, dachte er lange darüber nach, woran es wohl fehlen könnte. War er langweilig, war er zu schwerfällig für dieses leichte, sorglose Geßöpf? Das durfte nicht sein. Sein Glück sollte nicht darunter leiden. Er mußte sich ändern. Der Morgenritt konnte ausfallen. Er würde Virginia zu den Golfeldern begleiten. Statt des Florettfechtens, für das er eine Leidenschaft besaß, wollte er Tennis spielen. Und — wenn Virginia abends tanzen wollte, gut, er brauchte nicht unbedingt zu Hause zu musizieren. Was konnte dieses sonnige kleine Mädchen dafür, daß sein Geschmaç ein anderer war. Thomas Rouff schloß für eine Sekunde die Augen. Er dachte, wie es sein würde, wenn Virginia erst seine Frau wäre. Mein Gott, das Leben fing erst an. Und es war herrlich. Und — ob Virginia wollte oder nicht, heute abend würde er sie abholen. In einem netten Lokal kam die gute Stimmung dann von selbst.

Thomas ließ sich nicht die Zeit, zu klingeln. Er rief laut:

„Alexander, bitte bestellen Sie Orchideen. Zum Anstecken.“

„Ja, Herr Rouff.“

Zu welchen von Kräulein Linkers grünen, roten und rosa Färbungen sollten in aller Welt diese wundervollen Blüten passen?

„Ich habe schon schlechte Manieren angenommen“, dachte der Diener Alexander, „daß ich die Anordnungen der Herrschaften bemätele.“

Die Blumen blieben aber später in ihrer Papierhülle unbeachtet auf dem Tisch liegen. Als nämlich Thomas hinüberging, um Virginia abzuholen, kam ihm Bernhard Linker entgegen.

„Was denn, Thomas, wo ist Virginia?“

„Ich will sie gerade holen.“

„Komisch, sie ging vor ungefähr einer Stunde fort — zu dir, sagte sie.“

„So“, sagte Thomas, und diese Silbe kostete unendliche Mühe.

„Guten Abend. Viel Vergnügen.“ Linker legte die Hand an den Hut. Er stieg in den Omnibus, um zur Stadt zu fahren.

Gut, daß er wegfährt. Gut, daß er wegfährt. Thomas brachte es nicht fertig, über diesen einen Satz hinaus zu denken.

Um dieselbe Zeit sagte Ferry Kerschhoven zu Virginia:

„Ich mußte Sie unbedingt sehen. Ich war wahrhaftig kein Mensch mehr, als ich Sie neulich verlassen hatte. Und Sie — haben noch an mich gedacht?“

„Ja“, sagte Virginia.

Sie zog mit der Fußspitze die Konturen des Teppichmusters nach.

„Und nun, wo wir einmal zusammen sind, lasse ich Sie nicht mehr fort heute abend.“

Virginia sagte erschrocken: „Es war schon etwas schwer, aus dem Haus zu kommen.“

„Dieser, Ihr Verlobter, kontrolliert Sie gewiß?“, fragte Kerschhoven.

„Er ist schrecklich eifersüchtig“, sagte Virginia stolz.

„Ich werde genau so eifersüchtig sein.“

Ferry entwickelte ein Programm. Mit Virginias Bedenken war er schnell fertig.

„Ist ja alles Unsinn“, sagte er, „wir sind uns doch nicht fremd. Kein Mensch wird was darin finden. Außerdem — wenn Sie Angst haben, mit mir allein zu sein — nachher gehen wir tanzen, da sind bestimmt Freunde von mir.“

Um ein Uhr fuhren diese Freunde alle mit in ein nicht ganz einwandfreies Weinrestaurant. Um drei Uhr waren sie regelrecht betrunken. Virginia saß auf Ferrys Knie und lachte unaufhörlich.

„Siehst du nun ein, mein Kind, daß ich der einzig richtige Mann für dich bin?“

„Ja“, sagte Virginia und lachte.

„Also nieder mit Thomas Rouff, hoch Ferry Kerschhoven.“

„Nieder mit Thomas Rouff! Hoch Ferry Kerschhoven!“, brüllten die Freunde.

„Da hörst du’s“, sagte Ferry und küßte Virginia auf den roten Mund.

Virginia wollte sich ausschütten vor Lachen. Es war schon hell, als sie heimfuhren. Die Anpfeln sangen in süßen, vollen Tönen von den Dächern der grauen Großstadthäuser, die noch im Schlafe lagen.

Thomas Rouff hatte die Nacht durchwacht. Er sah

Virginia zur Gartentür schwanken, unterstützt von Ferry Kerchoven, der in nicht mißzuverstehender Intimität seinen Arm um ihre Schultern gelegt hatte.

Nun war es also geschehen. Virginia hatte ihrem Vater erklärt, daß sie Thomas Rouff nicht heiraten könne. Sie liebe Ferry Kerchoven. Der alte Vinter war im Zimmer auf und ab gegangen. Auf und ab. Er hielt die Hände auf dem Rücken geballt und seine Rinnmuskeln zuckten.

„Geh hinaus“, herrschte er Virginia an, die an einen Sessel gelehnt stand und ihre Armreife drehte. Beleidigt schlug Virginia die Tür zu.

Bernhard Vinter ging zu Rouff. Er schämte sich maßlos für seine Tochter. Thomas sah teilnahmslos da. Sein Gesicht war grau und verfallen. Zu reden gab es hier nichts. Vinter klopfte Thomas auf den Rücken.

„Thomas, glauben Sie mir, es ist so besser für Sie.“

Rouff hörte nichts. Vinter stand hilflos neben ihm und wußte, daß er hier völlig überflüssig war.

„Tragen Sie es mir nicht nach, Rouff, ich bin Ihr Freund.“

Er ging.

Draußen fluchte er gotteslästerlich.

Am nächsten Tage schon waren in Rouffs Haus alle Rolladen heruntergelassen. Hinter verschlossenem Gitter entfaltete der Garten seine ganze Frühlingspracht.

Thomas Rouff hatte die Stadt verlassen.

In der folgenden Zeit bekam Vinters Haus den Charakter eines Vergnügungslokals. Virginia hatte ihren Vater glücklich herumgekört, Kerchoven trug eine Siegermine zur Schau. Bernhard Vinter war weit entfernt, sich bei alledem behaglich zu fühlen. Was konnte er tun? Er hatte nur die eine Tochter, und er war für Frieden. Schließlich hatte er keine Pflicht getan, gewarnt, gebeten, geschimpft. Wenn Virginia durchaus Ferry Kerchoven heiraten wollte, so sollte sie es tun, er lehnte die Verantwortung ab. Alles weitere war lediglich eine Geldfrage, und Vinter hatte nicht umsonst ein arbeitsreiches Leben hinter sich. Virginia konnte nach ihrer Neigung wählen. Bernhard Vinter entzog sich immer häufiger den endlosen Gesellschaften, Tees und Bridgeabenden, bei denen Virginias Sportfreunde sein Heim mit Lärm und Unruhe erfüllten. Er sah dann in einem Café, in dem ihm seit zwanzig Jahren derselbe Kellner Kaffee brachte, 'as ein paar Zeitungen und spielte manchmal eine Partie Billard. Als am Ende des Sommers Virginias Hochzeit gefeiert wurde, atmete er auf. Er war Ferry Kerchoven auch nicht näher gekommen in den Monaten, und Ferry, der eine gewisse Scheu vor ihm nie los wurde, sagte oft zu Virginia:

„Einen gelungenen alten Herrn hast du.“

Im übrigen verfügte er recht ungeniert. Für Florence brach eine gute Zeit an, und Frau Kerchoven fing an, in ihrem Sohn ein Genie zu bestaunen. Daß Virginia Vinters Hochzeit großartig werden würde, stand bei allen fest. Sie wurde aber ein Ereignis, von dem man acht Tage sprach, über das alle Zeitungen berichteten, und von der die Fotos in allen Modezeitschriften standen. Und dann kam der Alltag wieder zu seinem Recht.

Thomas Rouff befand sich auf Reisen, mehr konnte man nicht sagen. Das hieß, er bereiste gedankenlos die Plätze in Europa, die man aufzusuchen pflegt, wenn man Vergnügen, Ablenkung oder Erholung wünscht. Thomas Rouff wollte nichts von alledem. Er wollte nur von Hause fort sein. Seine Sinne hatten keinen Teil daran, wenn er in Paris soupierte, in London im Hotel saß oder in Deauville am Strand lag. Es war beinahe anzunehmen, daß er es gar nicht merkte. Wenigstens sagten das die Frauen von ihm. Die Frauen, die Thomas Rouff nicht sah, und die ihn beobachteten, bis sie das Zwecklose einsahen.

Wie gesagt, Rouff befand sich auf Reisen, nichts mehr.

Er selbst merkte es nicht. Nicht einmal die Zeit kam ihm zum Bewußtsein. Oder, daß er plötzlich statt in

Beau, in einer kleinen mitteldeutschen Stadt war. Einem Städtchen mit vielen lebenden Brunnen, mit Eisen behangenen Mauern und friedlichen Bürgern, die unendlich viel Zeit hatten. Thomas wohnte in einem Gasthaus, das wie aus einer Meisterfinger-Deformation herausgenommen schien. Er schlief in einem hochgetürmten Bett bis in den Mittag hinein, ging über den Marktplatz und saß beim Mittagessen unter Handlungsreisenden und Honoratioren. Er war das Ziel aller Blicke und vieler müßiger Neugierde, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam. Er war völlig abwesend, und er sah krank aus. In der letzten Zeit trank er viel schwere Weine. Ja, das schien sogar das einzige zu sein, was ihn aus seiner Stumpfheit herausriß. Der Wirt hatte in dieser Beziehung seine Freude an Herrn Rouff. Er holte die ältesten Flaschen aus dem Keller, und der sonderbare Fremde saß in der verräucherten Stube und trank. Wenn es ernstlich Zeit wurde, aufzuhören, ging er geradenwegs aus dem Torweg hinaus über den Marktplatz. Verrückt war dieser Fremde. Er lief die alte Kastanienallee entlang, tief in Gedanken, ließ sich müde und kehrte wieder zum Gasthof zurück. Ja, dieser Fremde im „König Karl“ war eine Sensation für das Städtchen.

Man bedauerte allgemein, als er fortfuhr. Etwas plötzlich war das gekommen, und vorher hatte sich noch etwas Merkwürdiges abgespielt. Der junge Mann aus der Eisenwarenhandlung konnte den Hergang genau beschreiben, er hatte gerade in der Ladentür gestanden. Es war ein heller Mittag gewesen, als Rouff aus dem Tor des „König Karl“ trat. Er war, wie stets, aber über den Marktplatz gegangen, aber dann hatte er mit einem Male geschwankt, an seinen Kopf geariffen und war wie ein Schlafwandler auf ein Schaufenster zugegangen. Es muß gesagt werden, daß dieses Fenster der Stolz der Stadt war, immerhin aber war auch die Erregung des Fremden nicht erklärlich. In dem Fenster standen drei Puppen. Sie streckten geizert die Hände vor, wehrten unsichtbare Anträge ab, beugten rosa wächserne Gesichter, sie hatten lange Wimpern und staunende Augen und feuerrote Kirchenmünder, gelbe Ringellocken hingen unter Hüten hervor. Woher bemerkte war, daß es Modelle seien. Es lohnte schon, dieses Fenster zu besuchen. Nun, der Fremde hatte gestarrt, er war auf das Fenster zugegangen und dann hatte er die Arme ausgebreitet und war in die Scheibe hineingelaufen. Einfach in die Scheibe, als sei sie gar nicht vorhanden gewesen. Dabei hatte er geschrien: „Virginia“. Und dann waren der Besitzer und seine Tochter Rosa gekommen, erzählte der junge Mann aus der Eisenwarenhandlung am Markt und machte sich ungeheuer wichtig. Von dem Besitzer aber konnte man nichts herauskriegen, der machte nur ein paar Andeutungen, aus denen niemand klug wurde. Der Fremde war noch einmal mit verbundenem Kopf zu sehen, dann fuhr er zum Bahnhof, und der Hausdiener schob den Handwagen mit einer Unmenge Gepäck hinterdrein.

(Fortsetzung folgt.)

Freiheit und Pflicht.

Von Franz Mähle.

Freiheit und Pflicht sind einander daseinsbedingt. Freiheit ohne Pflicht ist Leerlauf des Lebens. Pflicht ohne Freiheit ist Ironie.

Sei mißtraulich gegen Pflichtlosigkeit in der Masse des Freundes. Der Dir von Deinem Pflichtbewußtsein etwas abmarkten will, der ist Dein Feind.

Es sind nicht die Schlechtesten, die zeitweilig von ihren liebsten Menschen gehen um einer alten Liebe willen; der Liebe zur Pflicht.

Merkmale der Masse: die laute Forderung von Rechten steht im umgekehrten Verhältnis zur Anerkennung von Pflichten.

Im Dienste der Pflicht auf dem Felde der Arbeit zu fallen, das ist eben so fried- wie ehrenvolles Selbentum.

Vill erzählt ein Theaterstück.

Von Wilhelm Vichtenberg.

Vill war im Theater. Um elf Uhr nachts kommt sie heim. Ihr Gatte sitzt noch am Schreibtisch und arbeitet. Empfängt sie: „Kun, Vill, wie war's im Theater?“

Vill findet nicht Zeit, ihren Mantel abzulegen. Wirft sich in einen Fauteuil, so entsückt ist sie. „Ach, Ernst! Himmlich! Bezaubernd! Wandervoll! Ein ganz großes . . .!“

Er nicht befriedigend und fragt: „Kannst du mir noch etwas von der Handlung erzählen?“

„Natürlich! Die Handlung! Die ist ja fabelhaft! Also — weißt du — Ernst — im ersten Akt — wenn der Vorhang aufgeht — Stilmöbel! Ich glaube, Louis seize . . . Ach, Ernst! Wenn wir solche Möbel hätten!“

„Gehören die Möbel mit zur Handlung?“

„Ach nein. Zur Handlung nicht. Aber . . . Ja, also — im ersten Akt . . .! Eine Auffahrt, sage ich dir . . .! Eine Auffahrt . . .!“

„Wo? Auf der Bühne?“

„Aber nein! Vor dem Theater! Diese Autos! Kaum ein Taxi. Lauter eigene Wagen. Luxuswagen! Himmliche Wagen! Ich war die einzige Dame, die mit der Straßenbahn vorfuhr. Wir sollten uns doch ein Auto . . .“

„Also — im ersten Akt . . .? Wenn der Vorhang aufgeht . . .?“

„Ja, richtig! Zuerst sitzt die Degener allein auf der Bühne. Ernst! Ernst! Die Degener . . .! In einem elfenbeingetönten Gainsboroughkleid mit überreichem Rock und einer süßen Doppeltournaire mit einem Kranz von Beerenbüscheln als Abschluss. Ernst! Eine Toilette! Zu meinem Geburtstag . . .“

Ernst unterbricht: „Also — die Degener sitzt allein auf der Bühne, und . . .?“

„Im Foyer habe ich Steininger gesehen. Kolossale Aufmachung. Der Mann ist jedem Geld schuldig, aber ins Theater geht er immer: läuft die teuersten Plätze, in Begleitung der schönsten Frauen.“

„Kind, Vill, die Handlung! Bitte, die Handlung!“

„Na gut. Die Handlung. Die ist ja wirklich . . . Kurt Darsoner . . .“

„Wer ist um himmelswillen Kurt Darsoner . . .?“

„Na, der Schauspieler doch! Kennst du Kurt Darsoner nicht?“

„Ach ja, ich erinnere mich. Spielt er in dem Stück mit?“

„Freilich! Die Hauptrolle.“

„Ah, schön. Die Hauptrolle. Und zwar?“

„Darsoner trägt jetzt ein Schnurbärtchen à la Menjou. Steht ihm himmlisch! Du solltest dir auch . . .“

„Und was stellt er dar?“

„Darsoner soll jetzt ein Verhältnis mit der Rotmüller haben.“

„Wo? Im Stück?“

„Aber nein. Die Rotmüller spielt ja gar nicht in dem Stück.“

„Du wolltest mir aber das Stück . . .“

„Richtig ja! Also die Degener und Darsoner haben einmal vor vielen Jahren . . . Du, Ernst! Villers läßt sich von seiner Frau scheiden!“

„Wer ist Villers?“

„Der Theaterdirektor.“

„Erzähl mir doch lieber, wer sich im Stück scheiden läßt.“

„Gar niemand. Was fällt dir ein? Das ist doch ein hochmoralisches Stück. Im Gegenteil! Der Darsoner . . . Und jetzt heiratet er die Degener.“

„Wer? Darsoner?“

„Nein, Villers. Der Theaterdirektor. Seine Frau soll . . .“

Ernst erhebt sich: „Na, ich sehe schon, aus dir ist heute kein vernünftiges Wort herauszubringen.“

Vill hält ihn fest. „Was fällt dir ein? Ich bin gerade dabei, dir das Stück zu erzählen. Aller Anfang ist nur schwer. Und man erlebt so viel an einem Theaterabend . . . Also, paß auf: Vor vielen Jahren . . . Du mußt dir nämlich vorstellen . . . Der Schmutz war ganz bestimmt nicht echt!“

„Wessen Schmutz?“

„In einer Loge sah Frau Hamburger und . . .“

„Von der Bühne sollt du mir erzählen, Vill! Von der Bühne! Die Logen interessieren mich nicht.“

„Der falsche Schmutz der Frau Hamburger interessiert dich nicht?“

„Nein.“

„Ja — was interessiert dich dann, wenn nicht . . .?“

„Die Handlung. Nur die Handlung. Du wolltest mir den Inhalt des Stückes . . .?“

„Alt wird sie, die . . .“

„Vill!“

„Die Oly Frey wollte ich sagen.“

„Wie kommst du auf die Oly Frey?“

„Weil sie auch im Theater war. Sie behauptet natürlich, erst zweiunddreißig zu sein. Sieht aber aus wie eine gute . . .“

„Gute Nacht, Vill. Ich sehe schon, die Handlung erfahre ich doch nicht von dir.“

„Ach ja! Ernst! Bleibe doch! Ich bin ja mitten drin, in der Handlung! Wie kann man denn . . .! Und plötzlich — im zweiten Akt . . .!“

„Ich kenne ja den ersten noch gar nicht!“

„Sababa! Die Oly Frey kennt ihn auch nicht! Zu lustig!“

„Warum kennt sie ihn nicht?“

„Weil sie geschlafen hat. Während des ganzen Aktes. Ich habe sie beobachtet. Altersschwäche. Sababa! Mit zweiunddreißig Jahren — Altersschwäche. Ernst! Glaubst du, daß diese Person . . .“

„Laß mich. Ich glaube, daß du keine Ahnung hast, was in dem Stück vorgeht.“

Vill springt auf: „Na, hörst du! Wie kannst du so etwas sagen . . .? Ich . . .? Keine Ahnung . . . Wo ich doch . . . Nämlich im dritten Akt, wenn die Degener . . . Aber zer-sprungen ist sie!“

„Wer? Die Degener? Auf der Bühne?“

„Nein. Die Koritschoner im Zuschauerraum.“

„Was hat denn Frau Koritschoner mit der Handlung zu tun?“

„Sechs Reihen hinter mir hat sie gefressen! Die Frau Koritschoner! Diese aufgeblasene Pute! Wenn man sie reden hört, glaubt man . . .!“

„Gute Nacht, Vill. Ich sehe schon, du hast gar nicht die Absicht, mir das Stück zu erzählen.“

Vill streckt sich müde: „Nein, Ernst. Sei bitte nicht böse. Wenn man aus dem Theater kommt, angefüllt mit den herrlichsten Eindrücken bis zum Versten — kann man einfach nichts erzählen! Man hat das Herz und den Kopf so voll! Man lebt noch in einer anderen, in einer schöneren Welt. Man findet so schwer in die hässliche Wirklichkeit zurück. Ganz versteckt in einer Loge sah die Kestner mit ihrem neuen Freund . . .“

„Zum letztenmal — gute Nacht, Vill.“

„Du gehst wirklich schon, Ernst? Das von der Kestner hätte ich dir aber noch gerne erzählt . . .“

„Nein, danke. Schlaf gut, Vill!“

„Danke. Du auch.“

Welt u. Wissen

Jeder auf seine Art nervös! Nervosität ist die Modekrankheit unserer Zeit; ja sie ist eigentlich schon keine Krankheit mehr, sondern fast ein normaler Zustand. Wie sich nun diese Erscheinung im Geschäftsleben auswirkt, das haben zwei englische Ärzte Dr. Willais Culpin und Dr. May Smith durch die Untersuchung von mehr als 1000 Personen festzustellen gesucht und berichten über ihre Ergebnisse in einer Schrift „Das nervöse Temperament“, das von dem englischen Industriellen Gesundheits-Untersuchungsamt herausgegeben wird. Vom Kaufmann bis zum Direktor haben sie alle Mitglieder industrieller Unternehmungen auf ihre Nervosität hin beobachtet und fanden, daß kaum einer von nervösen Zügen frei ist, obwohl sie sich nur auf normale Menschen beschränkten. Dabei trat zutage, daß jeder auf seine Art nervös ist und daß die Symptome dieses Leidens unendlich verschieden auftreten. So ist z. B. die Aufregung, die den Angestellten ergriff, wenn er zu seinem Chef gerufen wird, je nach dem Temperament ganz verschieden: A. wird sich nur in einer leichten Spannung befinden. B. erwartet, irgend welche neuen Wunder zu vernehmen. C. fühlt sich „schwach in den Knien.“ D. bereitet sich auf das Allerschlimmste vor und denkt an Bestrafung oder Entlassung. E. dagegen befindet sich in einer gehobenen, fast freudigen Stimmung, obwohl er allerlei auf dem Kerbholz hat, während F., der sich keiner Schuld bewußt ist, mit der größten Angst die Schwelle des Ungewöhnlichen überschreitet. Unter den Untersuchten befanden sich Personen, die es nicht aushalten können, wenn sie während der Arbeit oder auch sonst beobachtet werden, solche, die sich beständig auf Fehlern ertappen und dadurch unruhig werden, andere, die sich fürchten, allein oder im Dunkeln zu bleiben. Lärm oder Stille, Beleuchtung, die Art der Maschinen, die bedient wurden, und vieles andere haben auf den Grad der Nervosität einen großen Einfluss. Bei manchen Arbeitern fand sich eine Unfähigkeit, selbständig eine Arbeit für beendet zu erklären, auch wenn alles Notwendige getan war.



Des Gärtners Tagewerk im Januar.

Mit zunehmendem Tageslicht setzt in der Regel der Winter in seiner ganzen Strenge und Tüde ein. Dann bringen uns oft raue Nordostwinde Schnee und grimmige Kälte, meist von langer Dauer. Alles Naturleben ruht und schlummert. Einsam fast wie ausgestorben, erscheinen uns Wald und Flur. Dem Wanderer bietet die schneebedeckte Flur eine Fülle von Naturgenüssen. Bei der von allen Dünsten befreiten Luft sind die Auf- und Untergänge der Sonne die herrlichsten Schaupiele während des ganzen Jahres. Die Reinheit der Luft gewährt prächtige Fernsicht in die malerische Winterlandschaft, reizende Bilder im Sonnengold unter der tiefen Bläue des Himmels. Und erst die sternreichen Mondscheinnächte in ihrer bezaubernden Erhabenheit, in denen ein geheimnisvolles Silberlicht die Landschaft geisterhaft durchflutet. Ja, auch der Januar hat trotz der Unbill seiner Witterung seine Schönheiten; man muß sie nur zu genießen wissen.

Wenn auch das Wetter die Gartenarbeiten während des größten Teils des Monats behindert, so begrüßen es Gärtner und Landwirte, wenn der Frost recht tief in die Erde eindringen kann und die harte, zähe Erdscholle zermüht und sie auf diese Weise für die Aufnahme der Saat vorbereitet. Noch mehr erwünscht ist es ihnen, daß eine Schneedecke eine Reihe von Pflanzen gegen die Einwirkungen der Kälte schützt. Besonders aber schützen sie den tauenden Schnee, der den Boden reichlich mit der Winterfeuchtigkeit versorgt, die im Frühjahr den Pflanzen zugute kommt.

Im Obstgarten können bei mildem Wetter die noch rückständigen Arbeiten des Ausputzens und Auslichtens der Kronen vorgenommen werden. Es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß dem Baume nicht zu viele Äste auf einmal genommen werden dürfen. Älteren Bäumen fehlt es mitunter an Kraft, größere Wunden zu überwallen oder es geschieht nur langsam. Nur zu leicht geben solche Wunden Veranlassung zur Holzfäulnis, die für den Baum um so gefährlicher werden kann, je näher die Verletzungen am Stamm sind. Darum sollte man bei altersschwachen Bäumen das Entfernen starker Äste besser ganz unterlassen.

Jüngere Bäume, die im Triebe und infolgedessen auch in der Ausbildung der Früchte nachlassen, können durch Verjüngen der Krone wieder zu neuer Lebenskraft angefaßt werden. Die neuen Triebe bringen in verhältnismäßig kurzer Zeit auch dann wieder gut ausgebildete Früchte. Die verjüngten Bäume bedürfen einer sorgfältigen Wurzelpflege durch eine öftere Bodenlockerung und ausgiebige Düngung, damit sie den starken Eingriff besser überwinden.

Unter allen Umständen sind Johannisbeere- und Stachelbeersträucher jetzt fertig zu schneiden und auszulichten, da sie bei mildem Wetter schon im Februar anfangen zu treiben. Einem verspäteten Schnitt fallen zu viele Reservestoffe zum Opfer, ein Verlust, unter dem die Sträucher meist den ganzen Sommer leiden.

Im Gemüsegarten gibt es kaum etwas zu tun. Es sei denn, daß man mit der Bodenbearbeitung im Rückstand ist. Günstiges Wetter sollte man dazu verwerten und gleichzeitig Sauche und Latrine auf die Beete bringen. Der Komposthaufen ist umzusetzen und die einzelnen Schichten sind bei dieser Gelegenheit zu kalten. Die Gartengeräte sind instand zu setzen, ihre Eienteile einzusetzen, damit sie nicht rosten.

Man verläume es nicht, beizen die Sämereien auszuwählen und zu bestellen.

Im Blumengarten sind die Staudenrabatten nachzusehen. Die durch den Frost gehobenen Wurzeln werden mit dem Fuß fest angetreten.

Das Blumenzimmer sollte nur bei starker Kälte etwas geheizt werden, aber nur deshalb, daß das Thermometer nicht unter 2 bis 3 Grad sinkt. Die meisten unserer Topfgewächse so weit sie sich in Ruhe befinden, fühlen sich am behaglichsten in einem kühlen Raume. Gegoßen wird sehr wenig und nur so viel Wasser gegeben, als notwendig ist, den Wurzelballen am Vertrocknen zu verhindern. Dagegen sind die Blätter der Blattpflanzen alle acht bis zehn Tage mit einem zarten Schwämmchen und lauwarmem Wasser vom Staub und etwa vorhandenem Ungeziefer zu befreien. Vor Zugluft sind die Zimmerpflanzen entschieden zu schützen. Stehen sie auf der Fensterbank, so muß dafür gesorgt werden, daß keine kalte Luft durch die Ritzen dringen kann.

Was ein Gärtner und Landwirt nicht tun soll.

Ich habe sehr oft gefunden, daß namentlich Leute, die Kleingartenbau betrieben, mit großer Sorgfalt auch die kleinsten Steinchen aus dem Boden suchten und entfernten. Auf meine Mahnung, die kleinen Steine im Boden zu lassen und dieselben nicht durch Wegnahme zu schädigen, antworteten sie mit einem mitleidigen Lächeln.

Hatten sie denn damit recht? Gewiß soll man Steine, so weit sie die Bodenbearbeitung erschweren, entfernen, aber nicht die kleinen, die den Betrieb nicht hindern. Warum, möge dem Leser ein Beispiel klar machen.

Mein Großvater war einer von den Bauern, die viel über das nachdachten, was sich auf der Scholle zutrug, die er bebaute. Wir haben in der Heimat ein Feld, das die allerbesten Erträge liefert. Der Boden besteht hier aus lauter kleinen Steinchen, von der Größe einer Linse bis zur Haselnußgröße. Wenn man pflügt, hört man ein leises Knistern von der Bewegung der Steinchen. Mein Großvater meinte nun, wenn man die Steinchen entfernte, müßte das Feld Wundererträge bringen. So machte er sich daran, an einer Stelle die Steine zu entfernen. Freilich war das nur auf einem ganz beschränkten Raum möglich. Praktisch hatte der Versuch keinen Wert. Der Großvater hätte in den ganzen Ackerboden durch ein Sieb laufen lassen müssen. Mit Spannung erwartete er den Erfolg seines Tuns. Der war verblüffend für ihn. Schon im Frühjahr beim Austreiben waren die Keime spitz und dünner gegenüber der auf dem übrigen Acker. Den Sommer fand er nur armselige, magere Ähren, während das Korn auf dem Acker daneben nur so strotzte von Gesundheit. Der Großvater war erstaunt. Aber ihm ging ein Licht auf. Der Frost des Winters und die Glut der Sommerhitze lösten mit Hilfe des Regens jährlich Stoffe von dem Gestein, die der Frucht zur Nahrung dienten. Es fand also eine Selbstdüngung statt. Solche verhindern wir, wenn wir die kleinen Steine aus unserem Kulturboden entfernen.

Ein schlagendes Beispiel für die Richtigkeit dieser Annahme sind die lockeren Böden in der Mark und anderswo in der Niederung. Die Gärtner lassen dort keine Gelegenheit unbenutzt, wenn sie Schutt von Bauwerk und dergl. ihrem Boden zuführen können.

Also lasse der Gärtner und Landwirt die kleinen Steine auf dem Feld, wenn es nicht nach und nach an Mineralstoffen verarmen soll.

Empfehlenswerte Ratschläge.

Zum Kalten des Bodens sind die Wintermonate die geeignetste Zeit. Man verläume es nicht, besonders Gemüseland, wo die Kohlhernie und die Kohlmade stark aufgetreten sind, zu kalten, ferner auch Kartoffelland, das schorfige Knollen getragen hat. Auch Stachelbeersträucher, die von amerikanischem Mehltau oder den Stachelbeer- raupen heimgesucht wurden, sollte man mit Kalk düngen zur Abtötung der Krankheitskeime, bezw. der im Boden überwinterten Puppen.

Das Durchgraben des Gemüses ist selbst in vorchriftsmäßig angelegten Gruben oder in Kellern von Zeit zu Zeit vorzunehmen, wenn man nicht mit großen Verlusten rechnen will. Infolge mangelhafter Lüftung bei mildem Wetter fängt das Gemüse nur zu leicht zu faulen an und die Fäulnis greift rasch um sich. Schon um den gesunden Teil des angefaulenen Gemüses für die Küche noch zu retten, ist es öfters durchzuleben.

Trockene Luft ist stets eine Gefahr für unsere Zimmerpflanzen, auch wenn sie in einem kühlen Raume stehen. Deshalb sollte man sie öfters überprühen und mindestens einmal in der Woche ihre Blätter mit lauem Wasser und einem zarten Schwamm abwaschen. Außerdem sollte man eine Schale mit Wasser auf den Ofen. An milden Tagen sollte man in den Mittagsstunden die Fenster fleißig lüften. Trockene Luft begünstigt das Auftreten der Schädlinge (Blatt- und Schildläuse). Man bekämpft dieses Ungeziefer wirkungsvoll, wenn man die befallenen Pflanzen in eine Schüssel mit Wasser, dem man etwas Apfelmilch oder Parafol zusetzt, einige Minuten taucht. Dann muß mit reinem Wasser abgespült werden.